

Geborgen.

Eine See-Novelle von E. Fischer-Markgraff.

(5. Fortsetzung.)

Der Kapitän lachte plötzlich überlaut, ein großes wüthendes Lachen, und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirne. Da, ha, über den Sohn! Für sie hatte er es gethan, für sie, um ihr Ansehen, Reichthum, Stellung zu erlangen. Und nun sollte sie selbst der Preis sein!

Und sich nicht rühren können, mit eigener Hand sein Liebstees opfern, zusehen müssen, wie es sich langsam nach innen verblutete! Er selbst würde ja alles gern auf sich nehmen, um sein Kind glücklich zu machen, Entbehrungen, Armuth, Schande! Aber war seine Ehre nicht auch die der beiden Frauen? Jener, die vor Jahren seine Keimung besessen, mit der ihn die Gewohnheit der langen Zeit verband, und sie, sein Kind, sein Kleinkind, sein Alles...

Und er mußte es geschehen lassen; seine Hände, die er ihr am liebsten unter die Füße gebrütet hätte, waren es, die sie hineinstießen in das Dunkel eines trostlosen Geschehens. Er mußte thatenlos zusehen, wie sie in liebevoller Hingabe die schwere Bürde auf ihre schwachen Schultern nahm, um mitzutragen an der Schuld, die er freudlos auf sich geladen.

Er dachte der vergangenen Stunden als jener mit seiner Forderung an ihn heranzutreten, wie er verzweifelt gekämpft für sie! Er hatte Geld über Geld geboten, seine Ehre, sein Leben dagegen gesetzt, aber auf alles hatte der Schutz eine vernichtende Antwort, einen schlagfertigen Einwurf gegeben. Und zuletzt hatte er sich ergeben, aber er fühlte, wie es siedend in ihm emporquoll, gleich einer heißen Bluthitze, der Durst nach Rache, der würgende, grimmige Haß gegen den anderen.

Hinter Sophies Stirn tobte eine wilde Gedankenfluth; wie eine Lavine war das Furchtbare über sie hergefallen, über ihr stilles, trauliches Glück, das nun unwiederbringlich verloren war. Seit Tagen hatte sie geahnt, daß ein furchtbares Geschehniß über sie hereinzubrechen drohte. Was Lieb ihr über, als sich zu opfern? Die Ehre des Vaters mußte ihr über der eigenen, über ihrem Glück, ihrer Liebe stehen. Ach, sie mußte es ja so genau: was er auch gefehlt, er hatte es ja nur für sie gethan.

So wand und träumte sich ihr Herz und wollte sich nicht losreißen von seinem Glück, und es bereitete ihr ein bitteres Weh, dem Geliebten so tiefen Schmerz zufügen zu müssen, denn nie, das stand in ihr fest, durfte er erfahren, warum sie ihm entlaßt hatte.

Sie dachte an den unheimlichen, so viel älteren Mann, der sie in seine Hand zwang, dem sie ihre Jugend zu eigen geben sollte, und ein Schauer namenloser Furcht überlief sie wie Eiseshauch.

Da fühlte sie einen warmen Tropfen auf ihrer Stirn, und dieser Tropfen drang in ihre Herz wie glühendes, brennendes Eisen. Um sie weinte er, um sie? Für sie hatte er sich in die Hand jenes Menschen gegeben, für sie seine Ruhe, seinen Frieden, seine Ehre verkauft! Und sie sollte ihm das Opfer, das er von ihr verlangte, verlangen mußte, nicht leicht machen?

Es war plötzlich still in ihr geworden, ganz still, als läge ihr ganzes bisserliches Leben, alles was sie von demselben erträumt und erhofft, wellenförmig hinter ihr. In ihr loderte ein die reine Flamme heiligsten, kindlichen Opfernuthes. Sie fragte nicht mehr, warum? Sie sah nur den Vater, dem sie das Liebste auf der Welt war, und sie hob die schimmernden Augen zu ihm empor und suchte ein Lächeln zu erzwingen. „Gute Nacht nicht, mein Badding, denn was gäbe es auf der Welt, das ich nicht für Dich thun könnte?“

Der Kapitän wandte den Kopf und sah in das emporgeschickte Gesicht der Tochter, das im hereinfallenden Mondlicht wie Schnee schimmerte. Und er vergaß seine Hand in ihr Haar und drückte ihren Kopf so heftig an seine Brust, daß es schmerzte. Diese Jugend, diese Schönheit, ihre Liebe, ihre Zukunft, so viel Reinheit und Unberührtheit, sein Glück, sein Stolz — alles sollte er einem Abenteuer opfern! Er hatte in wildem Grimme die Linde zur Faust und stürzte in das blasse, schimmernde Mondlicht mit qualvoller Zerknirschung, jeder Gedanke ein einziges, erstickendes Sabberhäßlich.

Die Monate verrannen, und wieder war es Oktober geworden. Durch die sommerliche Natur wehte Abschiedsstimmung, über Meer und Land zog ein leiser Hauch wehmüthigen Entlassens.

Die „Notmannia“ verließ langsam, majestätisch den Hafen. Sophie schritt in gleicher Richtung mit dem Schiffe an Ufer entlang, die Augen auf die kurzen, kleinen, glühenden Wellen gerichtet, und hob nur manchmal die Hand zum Gruß, wenn der Kapitän aus der Brücke des Schiffes sich um-

wandte und zurückwinkend die Mütze schwenkte.

Sie war wie immer bis zum Augenblick des Abschiedes bei ihm gewesen; er hatte sie über den Steg, welcher vom Schiff zum Ufer führte, geleitet, und sie beim Lebewohl heiß und innig an die Brust gedrückt, und sie hatte ihm über die stark gekühlten Haare gestrichen und ihre Wangen an das geliebte Gesicht geschmiegt, das so verändert ausah.

Nicht mehr hoch und schmal wie einst, sondern stark und voll; aber die Rötze der Wangen, die Sädden unter den Augen verriethen, daß er den trugvollen Trost kampfermühter, schmerzsmüder Seelen gefunden hatte.

Sie hörte die Klingel des Telegraphen, und gleich darauf wurde die Fahrtgeschwindigkeit des Schiffes eine beschleunigtere, so daß sie nicht mehr folgen konnte.

So ging sie bis zu der Spitze der Mole und ließ das Taschentuch wehen, während ihr Auge an der geliebten Gestalt hing, die jetzt, an die Reling des Achterdecks gelehnt, unterwärtig zu ihr herüber sah. Und sie winkte und nickte, und winkte wieder, denn sie wußte ja, daß ihr Abschiedsgruß sein Trost, der lindere Balsam für sein vernünftiges Gemüth auf der langen Fahrt nach dem Norden, der Halt seines öden, zerföhrten Lebens war.

Das junge Mädchen hatte sich auf einen hervorbringenden Stein der Mole niedergelassen und blickte dem sich mehr und mehr entfernenden Schiff nach. Jetzt war es schon zu einem kleinen, dunklen Punkt zusammengekrumpft, dann bezeichneter nur noch eine schwarze Rauchwolke, die wie ein mit dem Lineal gelegener, winzig schmaler Strich über dem Horizont lagerte, die Richtung, welche es genommen.

Sophie blickte auf das Wasser zu ihren Füßen, wie es zurückwich und wieder anrückte, wie sich zwischen den Steinen kleine Strudel bildeten. Sie that ihr wohl, diese unausgesprochene, flutende Bewegung, die stetig sich wiederholende Spiel, es fesselte ihre Aufmerksamkeit und hob ihr Denken auf, und sie war jetzt manchmal so dankmüde. Sie konnte stundenlang hier draußen sitzen und auf das Meer hinausblenden. Es war alles wie erstarrt und todt in ihr.

Und dennoch drückte sie jetzt mit einer wilden Bewegung, einem gepreßten, söhnenren Aufatmen die Hand auf das Herz. Noch ein Vierteljahr, dann mußte sie ihre Versprechen einlösen, das große Opfer ihrer Kindesliebe bringen. Bis dahin hatte der Vater es durchsetzen gewußt, daß ihre Freiheit gewahrt blieb, der Himmel wußte, um welchen Preis!

Und nicht einmal ein Ende machen können, durch nichts dem Entschieden, Unabwendbaren entrinnen können!

Die Einsame strich mit der Hand über die Stirne und seufzte, dann fuhr sie in jähen Schreden zusammen und wandte den Kopf. Ein Dampfser hatte seinen Heuler in nächster Nähe erklingen lassen.

Vor Sophies Augen schwamm es, sie hatte den Namen „Greif“ am Bug des Schiffes gelesen. Und dort auf der Brücke die schlanke Gestalt im knappen Jackett, die Mütze, unter welcher das kurzgeschneitene, weißblonde Haar hervorluchete, zurückgeschoben. Sophies Hände verkrampften sich ineinander. „Roberti!“ kam es halblaut von ihren Lippen. Wie manhaft und stolz sich seine Gestalt von dem hellen Himmel abhob, wie kraftvoll die Hand den Griff des Telegraphen regierte.

Sie hatte ihn nicht wiedergesehen seit jenem Abend, seit sie sich gelobt, dem Vater ihr Liebstees zum Opfer zu bringen. Sie hatte ihm geschrieben, daß sie sich geirrt habe und daß sie ihm seine Freiheit zurückgeben müsse. Eine Antwort darauf war ihr nicht geworden.

Die Mutter hatte nichts von all den Kämpfen um sie herum gemerkt, und niemand ihr davon gesprochen. Sie war eine jener glücklichen Naturen, welche ihre ganze Kraft daran setzen, ihrem Lieben das Leben durch Außerlichkeiten bequem zu machen, die sich in persönlicher Aufopferung erschöpfen und zu gleicher Zeit ein Herz, das ihnen nahe steht, neben sich unbeachtet verbluten lassen.

Sophie hatte sich vorgebeugt und verfolgte den Lauf des Dampfers mit hungrigen, trostlosen Augen. Sie streckte die Hände aus, als könnte sie es halten, ihre entzündeten Glieder. Und sie ließ die Hände wieder kraftlos herniederfallen, ihr Kopf fiel an einen der die Mole stützenden Pfähle. Was wollte sie denn? Sie gehörte ja dem anderen!

Ein rauher, ungestümer Wind blies in kurzen, höfweilen Böen von Norden her und trieb hochgehürmte, weißlichgraue Wollenmassen vor sich her.

Wie donnernde, gewaltige Berge rollten die Wogen heran, trugen weiße Schaummühen auf den Häuptern, und hie und da sahen Röhren flügelstreichend auf dem Ramm derselben und ließen sich von ihnen tragen — gigantische Kriesen, die Zweige sich dienstbar gemacht.

Kapitän Ulrich blickte zu den zerflühten Ufern der norwegischen Küste hinüber. Eine gefährliche Fahrt hatte er vor sich, doppelt gefährlich, wenn Herbstnebel die Aussicht einengten und die entgegengeronnenen Wasser es schwer machten, die Fahrtrichtung inne zu halten.

Ein neuer, heftiger Windstoß drohte ihm die Mütze vom Kopfe zu reißen. Ließ das spärliche Haar um seine Schläfen wehen, und eine am Bug zerfahrene Welle überschüttete ihn mit einem Schwall sprühender, glitzernder Tropfen.

Er zog die Mütze tiefer in die Stirn und blickte gedankenverloren in die schäumenden Gewässer, während ein Zug schmerzlicher Traurigkeit tiefe Linien in sein scharfgerötetes Gesicht eingrub. Wie sie ihm nachgelächelt hatte, ihm gewinkt und ihn begrüßt mit den lieben Augen! Wie sie ihm zulächelte, ihn liebevoll anfaß, ihn, dem sie sich opfern mußte! Wie sie sich mühte, ihn glauben zu machen, daß dies Opfer ein geringes, freiwilliges wäre! Und er sah es doch an dem hoffnungsarmen Blick, dem milden, leeren Klang der Stimme, wie sie sich langsam nach innen verblutete. Selbst dem, der sie freventlich begehrte, der ihr Leben für sich forderte, begehrte sie mit einer milden Freundlichkeit, als wüßte sie, daß dieser den Vater sonst quälend und peinlich würde, da er ja seine Ehre, ihn selbst am Fährde hielt, und dieses loderte oder anzog mit der grausamen Freude eines Tierquälers.

Seine ganze Seele war erfüllt von heißem, grimmigem Haß gegen den Menschen, der auf seinem Herzen herumtrat mit dem spöttischen Lächeln des Lebermenschen, der über alles hinweg ist; seit langem schon war ein finstres, verzehrendes Begehren in ihm erwacht, sich seiner zu entledigen, und es wuchs und wuchs, je näher der Tag rückte, wo er sein Versprechen zur That werden lassen mußte.

Er konnte stundenlang in schlaflosen Nächten liegen und sich ausmalen, wie es wäre, wenn eine Welle jenen über Bord spülte oder der flüchtige Haß ihn erschläge. Und er zitterte dennoch vor der Stunde, wo der freßende, hahnährte Wunsch den Gedanken in die That umsetzen würde.

Der Wind wehte stärker, er pfiff durch das Tauwerk, ließ die Latelagen an das Hehl der Masten schlagen, und trieb peitschend einzelne schwere Regentropfen, die wie glühende Kugeln brannten, dem Kapitän in das Gesicht.

Und da kam es herangeschwebt, wie Gestalten in langschleppendem, lodernem Gewande, und es flatterte hierhin und dorthin und kühlte den Blick auf die Ufer in graue Schleier. Und hinter ihnen kam es wie eine dicke, eifige Wand — der Seenebel, den der Sturm brausend vor sich hertrieb.

Steuermann Winter kam die Treppe hinabgeschritten, um den Dienst zu übernehmen. „Siehst Du den Nebel?“ fragte er.

Der Kapitän wandte sich um. „Wir müssen den Kurs etwas mehr Nordwest nehmen“, sagte er kurz. „Das gut, wenn wir die blinden Klippen passieren. Ich geh jetzt zum Essen.“

Der andere wollte etwas sagen, doch schon war der Kapitän die Treppe hinabgeschritten, welche von dem Kartenshauschen zur Kajüte führte. Winter hörte die Thür unten ins Schloß fallen und stand da, die Hände in den Hosentaschen, die Mütze schief auf dem Kopf, einen Ausbruch verbissener Wuth auf dem verbleibenden Gesicht, und starrte in das Dunkel des Treppenschachtes, in welchem Ulrich verschwunden war. Dann klopfte er ein Stäubchen von dem Aermel der blauen Jacke von seinem Stoff, während ein Punkt unheimlicher Entschlossenheit in seinem Auge aufglomm.

Das fehlte noch, daß der da ihm zu entgehen suchte! Da konnte er August Winter schlacht, wenn er glaubte, daß er das begabliche Nestchen aufzugeben gedachte, das er sich mühsam zurechtgebaut!

Der Kapitän war unten, ohne die Mütze vom Kopf zu nehmen, so daß in die Wand eingelassene Schränken getreten und hatte diesem eine Flasche entnommen und hielt den goldenen, schwer rinnenenden Inhalt gegen das Licht. „Nur damit der Schlaf besser kommt!“ murmelte er vor sich hin, dann stürzte er den schweren Wein in einem Zuge hinunter.

Auf der Treppe erklangen Tritte, und die schmale Thür wurde geöffnet. Der Kapitän wandte den Kopf. Der Steuermann stand auf der Schwelle. Er setzte das leere Glas auf die Platte des Schreibtisches. „Was willst Du hier?“ fragte er schroff. „Geh an Deck, da ist Dein Platz.“

Winter schloß die Thür und blieb, die Hände in den Hosentaschen, breitstirrig vor derselben stehen. „Ich habe etwas mit Dir zu besprechen.“

Dem Kapitän schoß das Blut ins Gesicht. „Geh an Deck!“ wiederholte er drohend. „Du hast die Wache!“

Der Steuermann vergaß die schmalen Lippen. „Was sollte denn da oben passieren?“ erwiderte er sorglos. „Du hörst übrigens, daß ich etwas mit Dir besprechen muß.“

„Dazu ist später Zeit“, versetzte der Kapitän. „Zieh geh, hörst Du? Sonst geh ich.“

Winter streckte abwehrend die Hand aus. „Ich sage Dir, ich will mit Dir reden! Vergiß! Du ganz, was Du mir schuldig bist?“ Er trat mit drohender Miene nahe an den Vorgesetzten heran. „Oder muß ich es Dir erst sagen?“

Der Kapitän wandte sich um. „Was willst Du von mir?“ fragte er gepreßt: man sah ihm an, wie schwer es ihm wurde, ein Wort herbeizubringen.

Ueber das Gesicht Winters flog ein hämliches Lächeln, als er sah, daß er seinen Zweck wieder einmal erreicht hatte; er begrub die Hände tiefer in die Taschen und stemmte sich mit breit auseinandergehobenen Beinen gegen die Schrantungen des Schiffes, das sich ähndend auf und nieder warf. „Ich hab in letzter Zeit bemerkt, daß Du mir auszuweichen suchst“, sagte er dann und grinste den ehemals so stolzen Mann herausfordernd an; „ich brauche Dir wohl nicht zu wiederholen, daß Du alle Urfade hast, mich anständig zu behandeln. Damit Du das aber nicht wieder vergißt, ist es wohl am besten, ich werde bald Dein Schwiegerohn. Das wollte ich Dir nur sagen. Wenn wir nach Hause kommen, werden wir Verlobung feiern.“

Der Kapitän war zusammengequält und warf seinem Peiniger einen wilden Blick zu; die Furcht vor diesem seines vorigen Schiffes folgte, gelitten, und der Gedanke, sein Kind den gierigen Händen entziehen zu haben, welche sich nach demselben austreckten, erschröte jeden Strupel in ihm.

Jetzt hatte sich der letzte Mann in das Boot geschwungen und fiel stolpernd auf seinen Sitz.

„Das Boot ist voll!“ rief es aus der Mannschaft. „Nur der Kapitän darf noch ein! Ru los, Kapitän!“

Ulrich sahte mit fester Hand die Reling und hob sich empor, doch sah sich sein Arm das Geländer fassen, und er blickte mit weitgeöffneten Augen und abschalem Gesicht nach dem Treppenschacht, auf dessen oberster Stufe die Gestalt des Steuermanns erstickte, der sich, wie kennend, an die Stirn sagte und dann wie ein Rasender auf die Stelle zustürzte, von welcher das Boot herabgelassen war. „Rettet mich“, kreischte er. „Nehmt mich mit!“

Der Steuermann lächelte nur. „Ach was“, sagte er, „er gefällt mir nun einmal. Auch ist sie hübsch geworden. Was brauchst du da mehr?“

Dem Kapitän wurde es dunkel vor den Augen, ein Schwindel ergriffte ihn, dann scholl ein Schrei durchs Zimmer, der heisere Schrei eines bis zur wahnsinnigen Wuth gereizten Menschen, und dann war er dem anderen an die Kehle gefahren. „Lump, elender Lump!“ feuerte er artemlos, der Schaum stand ihm vorm Munde, der wüthende Jammer trieb ihm die Thränen in die Augen. „Meine Ruhe, den Frieden meiner alten Tage, meine Ehre als Mensch hast Du mir genommen, willst Du mir mein Heiliges noch herunterziehen in den Schmutz?“

Der Steuermann wehrte sich heftig. „Laf los“, rief er hervor. „Laf los!“ — Er suchte, verzweifelt nach Luft ringend, seinen Hals zu befreien, aber die Hände des anderen hielten wie Schrauben.

Da fuhr ein entsetzlicher Stoß durch den Leib des Schiffes; es trachtete, splitterte und erzitterte in seinen Fugen, man hörte laute Anstöße und das Laufen und Rennen der Mannschaft, das Guraeln und Schluden eindringenden Wassers in den Laderaum des schwerbelasteten Schiffes.

Einem Augenblick schleuderte der Kapitän den Hals Erstickten, der in der Todesnoth seinen Arm umklammert hielt, von sich, so daß er rücklings zu Boden fiel und mit bläulichen Gesicht und verlassenen Augen regungslos liegen blieb.

Eine Sekunde lang stand der Kapitän, wie sich kennend, auf demselben Fleck, dann rief er, einer angeblichen Eingebung folgend, den geladenen Revolver von der Wand, steckte denselben in die Brusttasche und stürzte die Treppe zum Verdeck hinab.

In seinem Laufe durch eine blinde Klippe gestemmt, auf die er gestossen, wurde der Dampf der von sturmgepeitschten Wellen beständig hochgehoben und wieder zurückgeworfen, und mit jedem Stoß trachte und splitterte es von neuem. Die Maschine war noch in voller Thätigkeit, und die Schraube schlug mit wilden Drehungen auf das Wasser.

Mit wenig Schritten eilte Ulrich an den Telegraphen und gab das Klingelzeichen „Stopp“. Dem Befehl wurde augenblicklich Folge geleistet, und dann drängte auch das Personal der Maschine mit angstbleichen, verstörten Gesichtern an Deck.

Alles stürzte zu den Booten. „Wir sind auf ein Riff gefahren!“ — „Der Nebel!“ — Nein, der Steuermann ist schuld. Der hatte die Wacht an Deck!“ schrie es durcheinander.

Das stand die mächtige Gestalt des Kapitäns zwischen den Bestürzten und rief dem Zunächststehenden das Auser aus der Hand. „Zurück!“ donnerte er. „Macht das Rettungsboot flot!“

„Geh euch, Leute!“

Schon neigte sich das Heck des Schiffes, dessen Vordertheil auf dem Riff festgefahren war, bedenklich dem Meerespiegel zu. Alles arbeitete mit überstürzter, fieberhafter Eile. Das Boot wurde aus seinen Stützen gehoben, das Steuer eingeseht, die Ruder hineingelegt und die Reling geöffnet, um das Fahrzeug frei zu machen.

Das alles geschah schweigend in treibender Angst um das bischen Leben, das so manchem eine Last ist, und das die meisten doch so ungern verlieren.

Kapitän Ulrich stand hochaufgerichtet auf dem Verdeck, gab seine Befehle mit der alten Ruhe und Klarheit und beobachtete mit dem fallenscharfen Blick, wie einer nach dem anderen sich in das glücklich herabgelassene Boot schwang.

Trotz aller Besonnenheit war eine drängende Hast in ihm, die Abfahrt zu beschleunigen, sobald wie möglich von Bord zu kommen, aber nicht aus Besorgniß um das gefährdete Leben von dem sinkenden Schiff — nein, ein Gefühl des Aufstommens war in ihm, eine mühsam verhaltene Schadenfreude, eine jubelnde Gewißheit, erlöst zu sein. Dort unten lag er nun, sein Peiniger, der ihn mit teuflischer Berechnung der Schuld in die Arme gejagt, dem er sein Kind als Preis dafür geben sollte, dort unten lag er, unfähig, sich zu retten. Die Wellen würden kommen, seinen Leib mit sich hinabtragen — und er, er würde frei sein. Gewissensbisse fühlte er nicht, der anderen so ohne Hilfe seinem Schicksal zu überlassen; zu viel hatte er in der Zeit, die dem Verlust seines vorigen Schiffes folgte, gelitten, und der Gedanke, sein Kind den gierigen Händen entziehen zu haben, welche sich nach demselben austreckten, erschröte jeden Strupel in ihm.

Jetzt hatte sich der letzte Mann in das Boot geschwungen und fiel stolpernd auf seinen Sitz.

„Das Boot ist voll!“ rief es aus der Mannschaft. „Nur der Kapitän darf noch ein! Ru los, Kapitän!“

Ulrich sahte mit fester Hand die Reling und hob sich empor, doch sah sich sein Arm das Geländer fassen, und er blickte mit weitgeöffneten Augen und abschalem Gesicht nach dem Treppenschacht, auf dessen oberster Stufe die Gestalt des Steuermanns erstickte, der sich, wie kennend, an die Stirn sagte und dann wie ein Rasender auf die Stelle zustürzte, von welcher das Boot herabgelassen war. „Rettet mich“, kreischte er. „Nehmt mich mit!“

Der Steuermann lächelte nur. „Ach was“, sagte er, „er gefällt mir nun einmal. Auch ist sie hübsch geworden. Was brauchst du da mehr?“

Dem Kapitän wurde es dunkel vor den Augen, ein Schwindel ergriffte ihn, dann scholl ein Schrei durchs Zimmer, der heisere Schrei eines bis zur wahnsinnigen Wuth gereizten Menschen, und dann war er dem anderen an die Kehle gefahren. „Lump, elender Lump!“ feuerte er artemlos, der Schaum stand ihm vorm Munde, der wüthende Jammer trieb ihm die Thränen in die Augen. „Meine Ruhe, den Frieden meiner alten Tage, meine Ehre als Mensch hast Du mir genommen, willst Du mir mein Heiliges noch herunterziehen in den Schmutz?“

Der Steuermann wehrte sich heftig. „Laf los“, rief er hervor. „Laf los!“ — Er suchte, verzweifelt nach Luft ringend, seinen Hals zu befreien, aber die Hände des anderen hielten wie Schrauben.

Da fuhr ein entsetzlicher Stoß durch den Leib des Schiffes; es trachtete, splitterte und erzitterte in seinen Fugen, man hörte laute Anstöße und das Laufen und Rennen der Mannschaft, das Guraeln und Schluden eindringenden Wassers in den Laderaum des schwerbelasteten Schiffes.

Einem Augenblick schleuderte der Kapitän den Hals Erstickten, der in der Todesnoth seinen Arm umklammert hielt, von sich, so daß er rücklings zu Boden fiel und mit bläulichen Gesicht und verlassenen Augen regungslos liegen blieb.

Eine Sekunde lang stand der Kapitän, wie sich kennend, auf demselben Fleck, dann rief er, einer angeblichen Eingebung folgend, den geladenen Revolver von der Wand, steckte denselben in die Brusttasche und stürzte die Treppe zum Verdeck hinab.

In seinem Laufe durch eine blinde Klippe gestemmt, auf die er gestossen, wurde der Dampf der von sturmgepeitschten Wellen beständig hochgehoben und wieder zurückgeworfen, und mit jedem Stoß trachte und splitterte es von neuem. Die Maschine war noch in voller Thätigkeit, und die Schraube schlug mit wilden Drehungen auf das Wasser.

Mit wenig Schritten eilte Ulrich an den Telegraphen und gab das Klingelzeichen „Stopp“. Dem Befehl wurde augenblicklich Folge geleistet, und dann drängte auch das Personal der Maschine mit angstbleichen, verstörten Gesichtern an Deck.

Alles stürzte zu den Booten. „Wir sind auf ein Riff gefahren!“ — „Der Nebel!“ — Nein, der Steuermann ist schuld. Der hatte die Wacht an Deck!“ schrie es durcheinander.

Schon neigte sich das Heck des Schiffes, dessen Vordertheil auf dem Riff festgefahren war, bedenklich dem Meerespiegel zu. Alles arbeitete mit überstürzter, fieberhafter Eile. Das Boot wurde aus seinen Stützen gehoben, das Steuer eingeseht, die Ruder hineingelegt und die Reling geöffnet, um das Fahrzeug frei zu machen.

Das alles geschah schweigend in treibender Angst um das bischen Leben, das so manchem eine Last ist, und das die meisten doch so ungern verlieren.

Kapitän Ulrich stand hochaufgerichtet auf dem Verdeck, gab seine Befehle mit der alten Ruhe und Klarheit und beobachtete mit dem fallenscharfen Blick, wie einer nach dem anderen sich in das glücklich herabgelassene Boot schwang.

Trotz aller Besonnenheit war eine drängende Hast in ihm, die Abfahrt zu beschleunigen, sobald wie möglich von Bord zu kommen, aber nicht aus Besorgniß um das gefährdete Leben von dem sinkenden Schiff — nein, ein Gefühl des Aufstommens war in ihm, eine mühsam verhaltene Schadenfreude, eine jubelnde Gewißheit, erlöst zu sein. Dort unten lag er nun, sein Peiniger, der ihn mit teuflischer Berechnung der Schuld in die Arme gejagt, dem er sein Kind als Preis dafür geben sollte, dort unten lag er, unfähig, sich zu retten. Die Wellen würden kommen, seinen Leib mit sich hinabtragen — und er, er würde frei sein. Gewissensbisse fühlte er nicht, der anderen so ohne Hilfe seinem Schicksal zu überlassen; zu viel hatte er in der Zeit, die dem Verlust seines vorigen Schiffes folgte, gelitten, und der Gedanke, sein Kind den gierigen Händen entziehen zu haben, welche sich nach demselben austreckten, erschröte jeden Strupel in ihm.

Jetzt hatte sich der letzte Mann in das Boot geschwungen und fiel stolpernd auf seinen Sitz.

„Das Boot ist voll!“ rief es aus der Mannschaft. „Nur der Kapitän darf noch ein! Ru los, Kapitän!“

Ulrich sahte mit fester Hand die Reling und hob sich empor, doch sah sich sein Arm das Geländer fassen, und er blickte mit weitgeöffneten Augen und abschalem Gesicht nach dem Treppenschacht, auf dessen oberster Stufe die Gestalt des Steuermanns erstickte, der sich, wie kennend, an die Stirn sagte und dann wie ein Rasender auf die Stelle zustürzte, von welcher das Boot herabgelassen war. „Rettet mich“, kreischte er. „Nehmt mich mit!“

Der Steuermann lächelte nur. „Ach was“, sagte er, „er gefällt mir nun einmal. Auch ist sie hübsch geworden. Was brauchst du da mehr?“

Dem Kapitän wurde es dunkel vor den Augen, ein Schwindel ergriffte ihn, dann scholl ein Schrei durchs Zimmer, der heisere Schrei eines bis zur wahnsinnigen Wuth gereizten Menschen, und dann war er dem anderen an die Kehle gefahren. „Lump, elender Lump!“ feuerte er artemlos, der Schaum stand ihm vorm Munde, der wüthende Jammer trieb ihm die Thränen in die Augen. „Meine Ruhe, den Frieden meiner alten Tage, meine Ehre als Mensch hast Du mir genommen, willst Du mir mein Heiliges noch herunterziehen in den Schmutz?“

Der Steuermann wehrte sich heftig. „Laf los“, rief er hervor. „Laf los!“ — Er suchte, verzweifelt nach Luft ringend, seinen Hals zu befreien, aber die Hände des anderen hielten wie Schrauben.

Da fuhr ein entsetzlicher Stoß durch den Leib des Schiffes; es trachtete, splitterte und erzitterte in seinen Fugen, man hörte laute Anstöße und das Laufen und Rennen der Mannschaft, das Guraeln und Schluden eindringenden Wassers in den Laderaum des schwerbelasteten Schiffes.

Einem Augenblick schleuderte der Kapitän den Hals Erstickten, der in der Todesnoth seinen Arm umklammert hielt, von sich, so daß er rücklings zu Boden fiel und mit bläulichen Gesicht und verlassenen Augen regungslos liegen blieb.

Eine Sekunde lang stand der Kapitän, wie sich kennend, auf demselben Fleck, dann rief er, einer angeblichen Eingebung folgend, den geladenen Revolver von der Wand, steckte denselben in die Brusttasche und stürzte die Treppe zum Verdeck hinab.

In seinem Laufe durch eine blinde Klippe gestemmt, auf die er gestossen, wurde der Dampf der von sturmgepeitschten Wellen beständig hochgehoben und wieder zurückgeworfen, und mit jedem Stoß trachte und splitterte es von neuem. Die Maschine war noch in voller Thätigkeit, und die Schraube schlug mit wilden Drehungen auf das Wasser.

Mit wenig Schritten eilte Ulrich an den Telegraphen und gab das Klingelzeichen „Stopp“. Dem Befehl wurde augenblicklich Folge geleistet, und dann drängte auch das Personal der Maschine mit angstbleichen, verstörten Gesichtern an Deck.

Alles stürzte zu den Booten. „Wir sind auf ein Riff gefahren!“ — „Der Nebel!“ — Nein, der Steuermann ist schuld. Der hatte die Wacht an Deck!“ schrie es durcheinander.

Fortsetzung folgt.)

Zigeuner in Berlin.

Von der Bismarckstraße in Berlin führt ein schmaler, ungepflasterter, schmutziger Weg an Baustellen und Gartengräben vorbei irgendwohin, wo Berlin scheinbar mit Brettern vernagelt ist. Ein Weglein hügelig, gelagelt, eine kleine Gebirgsstraße, die sich nach einem tüchtigen Regen auch in eine kleine Sumpflour verwandelt. Das ist der Johische Weg.

Ich fand, was ich suchte: die Berliner Zigeunerüberlassung. Dort liegt sie, wo der Johische Weg am unregelmäßigsten wird, und zwar für die Beine gleichmäßig für die Niedrigorgane. Aber ich konnte immerhin noch hindurch. Eine bunte, verschliffene Menschenansammlung vor einer offenen Stelle in einem alten Gartenzaun läßt mich Halt machen, und ich erkenne das Ziel meiner Reise. „Hier wohnen die Herren Zigeuner?“ frage ich mit höflicher Betonung des Wortes.

„Herren“ einen halbwegsigen, schmiecht, dunkelbraunen Burschen vom Stamme der Bohemien. Die Gruppe erschließt mir sogleich einen Durchgang, und ich trete in einen Hof, der in Hintergrunde und seitlich rechts durch einhöfliche, graugestrichene, unsäglich schmutzige Gebäude abgetrennt ist. Und was jetzt kommen sollte, war und blieb Schmutz bis zu dem Augenblick, da ich mit ungewöhnlicher Hast in meine Wohnung und in die Badewanne stürzte. Ich kenne die Lager der Uferischen, die Behausungen der süßlawischen, die Wohnungen der ungarischen Zigeuner. Ich will nicht behaupten, daß es bei diesen reinlicher zugehe. Aber das Auge findet doch da und dort einen Ruhepunkt an einem von beagter, wenn auch roher Hand verfertigter, einem Kessel, Schrein, einem aus feiler Erfindung geschaffenen Blasebalg, einer buntem gezeichneten Wolldecke. Nichts von alledem bei den Berliner Zigeunern. Der Anblick des schmutzigen Glendes wird hier noch dadurch erhöht, daß alles Gerath und aller Wollschmutz zerbrochenes, zerföhrtes Schundfabrikat ist, so daß man auch des wohlthätigen Gefühls entzaten muß, daß hier Menschen, wenngleich in unsäglichem Dürftigkeit, zu dem noch mit einem Theile von persönlicher Schaffenkraft wirken.

Im Hofe stehen einige zerbrochene Holzbetten mit buntem, überleuchtendem Lappenwerk angefüllt. Darauf sitzen und liegen Zigeunerinnen, alte und junge, einige mit kleinen Kindern. Sogleich fallen mir die schönen Rasenföhrer zweier junger Frauen auf, mit tiefdunklen, glänzenden Augen, mit tief schwarzem, spröde gewelltem Haar. Die dunkelbraunen Köpfe sehen einander sehr ähnlich, die Frauen sind offenbar Schwestern.

Der ganze Hof wimmelt von kleinen Zigeunern, Mädchen und Knaben in allen Größen, etwa zwanzig an der Zahl. Alles scheint eben dem Schlammbad entzogen zu sein. Ein selbster Mann mit schwarzem Bollbart und traumatisch zerföhrten Augen steht mitten im Hof. Ich grüße

„Pöblich tritt eine Zigeunerin auf uns zu. „Sie sind aus Brasilien!“ sagt sie. „Aus Brasilien?“ fragte ich überaus. „Jamohl, große Herren aus Brasilien! Das haben wir gleich gesehen!“

Und sogleich stellt sie uns zwei neuen Ankömmlingen als große Herren aus Brasilien vor. Weiß Gott, wie ihr der Gedanke gekommen war.

Ich spreche nun mit dem Großvater über die Lebensweise der Kolonie. Keiner der Zigeuner treibt ein Handwerk. Bekanntlich sind die meisten östlichen Zigeuner Schmiede und Hühnerhändler, diese hier Musikanten und Artisten. Aber zum größten Theil sind sie ganz beschäftigungslos. Ich frage nach der Sprache, die sie untereinander sprechen.

„Wie sprechen „Romantisch“, sagt der Großvater und erklärt mir, daß diese Sprache von den anderen Zigeunerndialekten sehr verschieden sei, und daß sie sich mit den ungarischen Zigeunern nicht verständigen könnten.

Die hiesige Kolonie ist seit Altersgeden in Deutschland. Der Großvater stammt aus Sachsen und spricht Sächsisch. Die meisten Mitglieder der fünf Familien, die in fünf Stuben wohnen — jede Familie hat ihre eigene Stube“, erklärt mir die Großmutter stolz und weist auf das halbe Hundert Menschen — sind Berliner. Die Kinder gehen zur Schule. Ein Knabe zeigt mir sein Schulheft, das übrigens der einzige reinliche Gegenstand in der ganzen Kolonie ist. Die Frauen sind alle verheiratet bis auf eine, eine ganz niedliche Person von etwa achtzehn Jahren. Die Zigeuner sind alle evangelischer Konfession.

„Und deutsche Reichsbangehörige, wir müßten einen festen Wohnsitz haben“, stellt Großvater hinzu.

Zigeuner schlümmen und mir aus allen Zigeunerlagern wohlbekanntem Gast traf ich hier wieder, die ägyptische Augenkrankheit.

Es geht ans Abschiedsnehmen. Ich besohne die Musikanten und ernte Dank. Da tritt noch einmal Großvater heran und sagt: „Wir haben gleich gewußt, daß Sie Beamte sind.“ „Beamte?“ — Ja wohl, Beamte, das sieht man Ihnen gleich an.“ Also offenbar Beamte aus Brasilien, wenn Großvater und Großmutter zugleich recht haben sollen.

Und endlich sind wir auf der Straße. Und zu Hause lockt die Badewanne.

Wer dir sagt, er liebe dich mehr als seinen Bruder, kann nicht von guter Familie sein.